

Die Darstellbarkeit von Ordnung: Soziologischer Ikonoklasmus im 20. Jahrhundert

Felix Keller

»Die Gesellschaft kann nicht warten, bis ihre Probleme wissenschaftlich gelöst sind«, erkannte Émile Durkheim, »sie muss entscheiden, was getan werden soll, und dazu muss sie sich eine Vorstellung von sich selbst machen«.¹ Hierin unterscheidet sich die Soziologie auch von anderen Wirklichkeitswissenschaften:² Das von der Soziologie mitentdeckte und erforschte Objekt »Gesellschaft« untersucht und beschreibt sich beständig, erzeugt permanent Repräsentationen seiner selbst. Folge davon ist ein Spannungsfeld der symbolischen Vergegenwärtigung gesellschaftlicher Realitäten, das nicht zur Ruhe kommt, sich in dem Maße reproduziert, wie die (sinnliche und symbolische) Aufteilung der sozialen Welt selbst zur Disposition steht; ein Spannungsfeld, dem sich die Gesellschaftswissenschaft nie entziehen konnte, das sie selbst mitproduziert.

Eine Konsequenz daraus hatte auch Carlos Castoriadis vor einiger Zeit erkannt: Die Soziologie ist weit davon entfernt – entgegen ihrem eigenen Anspruch –, eine integrierende Perspektive auf das Soziale zu liefern, es als äußerlichen »Gegenstand« zu definieren: »Schon wenn es gilt, ihren Gegenstand zu fassen, tritt [für die Soziologie] eine entscheidende Schwierigkeit auf: Bildet das Gesellschaftliche eine Wirklichkeitsebene für sich, und was verbirgt sich hinter diesem Wort? Oder ist das, was wir damit bezeichnen, nur eine Ansammlung verschiedener Realitäten,

1 Émile Durkheim, *Soziologie und Philosophie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1985), S. 149.

2 Zum Spannungsfeld des Topos der Wirklichkeitswissenschaft in der Soziologie vgl. Volker Kruse, »Geschichts- und Sozialphilosophie« oder »Wirklichkeitswissenschaft«? *Die deutsche historische Soziologie und die logischen Kategorien René Königs und Max Webers* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999).

und welcher?»³ Gerade die Vielfalt in den Formen der Gesellschaftsbeschreibung, die sich konsequenterweise daraus ergibt, dass das Soziale nicht festlegbar ist, erzeugt eine Auseinandersetzung der Sozialwissenschaften mit anderen Darstellungs- und Beschreibungsweisen, die Bilder des Sozialen in einem fort entweder verwirft oder verdrängt: eine Art soziologischer Ikonoklasmus. Der folgende Artikel versucht diesen Vorgang zu begreifen. Anhand der Geschichte der Soziologie, wie sie sich in großen amerikanischen Journals abschattiert, wird der Umgang mit neuen Formen gesellschaftlicher Sichtbarkeiten wie der dokumentarischen Fotografie und wuchernder computertechnischer Bilder der Netzwerkgesellschaft in der normalwissenschaftlichen Soziologie untersucht. Die wissenschaftliche »Aufräumarbeit« angesichts der vielfältigen visuellen Evidenzen, welche die Gesellschaft über sich selbst produziert, lässt sich weniger als ein Mangel, als ein zu behebendes Defizit begreifen, so wird deutlich, sondern sie resultiert vielmehr aus dem unaufhörlichen Versuch des etablierten soziologischen Forschungsprogramms, die Formalisierbarkeit des Sozialen als Basis wissenschaftlicher Analyse aufrechtzuerhalten, ohne gleichzeitig die Kommunikation mit der Gesellschaft zu verlieren.

1. Die zerstückelte Formenwelt der Humanwissenschaften

Ein schier unerschöpflicher Formenreichtum, die ganze Vielfalt präsenter Formen, welche die Forschungs- und Medientechniken des wissenschaftlichen Zeitalters hervorgebracht haben, steht im Prinzip zur Beschreibung und Darstellung gesellschaftlicher Sachverhalte zur Verfügung.⁴ Es scheint daher nur folgerichtig, wenn Howard S. Becker angesichts der vielfältigen Möglichkeiten von einem umfassenden, perma-

3 Cornelius Castoriadis, *Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1983), S. 172f.

4 Bereits die Enzyklopädie einer Bildgeschichte der Wissenschaften bis ins 19. Jahrhundert erweist sich kaum als bewältigbar und muss für das 21. Jahrhundert vollends aufgegeben werden. Vgl.: Hans Holländer (Hrsg.), *Erkenntnis. Erfindung. Konstruktion. Studien zur Bildgeschichte von Naturwissenschaft und Technik vom 16. bis zum 19. Jahrhundert* (Berlin: Mann, 2000).

nenten, kaum reduzierbaren »telling about society«⁵ spricht. Erzählungen, Bilder, statistische Tabellen, Romane, Grafiken, Filme, sie bilden für Becker lediglich je eigene Möglichkeiten der Schilderung gesellschaftlicher Sachverhalte, hergestellt, wahrgenommen und für wahrhaft empfunden in spezifischen Milieus wie Dokumentarfilmszene, Feuilleton, Fotografie, statistischem Amt und auch den Sozialwissenschaften. Es handle sich um Modi der symbolischen Vergegenwärtigung sozialer Realitäten, die sich nicht aufeinander reduzieren ließen, obwohl sie auf ein gemeinsames, ebenso alltägliches wie wissenschaftliches Problem Bezug nehmen: auf die Frage einer adäquaten Darstellung von Gesellschaft.⁶ Keine dieser Welten, Wissenschaft, Kunst, Dokumentarfilm, amtliche Statistik, vermag nach Becker einen höheren Anspruch der Repräsentierbarkeit von Gesellschaften zu erheben, die Darstellungsformen sind nicht aufeinander rückführbar, aber sie leben in einer Art friedlicher Kohabitation, verdichten sich zu partikularen Inseln von Diskursen über Gesellschaft, mit denen Interpretationsgemeinschaften ihre je eigenen Lösungen auf die je eigenen Fragen gefunden haben.⁷ Der Vergleich, den Howard S. Becker zieht, ist jener zur Kunst, zu dem, was er *art worlds* nennt: Auch sie bilden in sich geschlossene symbolische Praktiken aus, die sich der Frage nach »wahr«, »falsch« und der Adäquatheit verwehren. Es handelt sich dabei um Interpretations- und Wahrnehmungsgemeinschaften, die, im Falle der Suche nach einer Darstellung des Sozialen, sich einer je spezifischen »Ästhetik des Realen« verschreiben.⁸

Auch die Wissenschaften insgesamt bergen ein schier unerschöpfliches Reservoir von Formen, das sich mit jedem informationstechnischen Schub

5 Howard S. Becker, *Telling About Society* (Chicago, IL & London: Chicago University Press, 2007).

6 Becker, *Telling*, a.a.O. (Anm. 5), S. 17.

7 Becker, *Telling*, a.a.O. (Anm. 5), S. 285.

8 Howard S. Becker, *Art worlds. 25th Anniversary Edition* (Berkeley, CA, Los Angeles, CA & London: University of California Press, 2008), S. 34ff. Den Rückbezug dieser Einsicht zu den 20.000 in den Staaten lebenden Soziologen und ihren unterschiedlichen Schulen nimmt Becker auf Seite 377f. der Neuausgabe vor. In gewissem Sinne ähnelt die Vorstellung der *art worlds* auch dem, was Kuhn »disziplinäre Matrix« nannte. Vgl. Thomas S. Kuhn, »Neue Überlegungen zum Begriff des Paradigma«, in: *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte. Schriften von Thomas S. Kuhn, hrsg. von Lorenz Krüger*, (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997), S. 389–420.

zu multiplizieren scheint. Institutionen, welche die Wissenschaften zu popularisieren suchen, wie *National Geographic*, sind ausgehend von reinen Zeitschriftenpublikationen längst zu Multimedia-Unternehmen mutiert. Zeitschriften wie *Science* und *Nature* zeigen neben den mathematischen und statischen Formeln kaum zählbar Bilder, Fotografien, computertechnische Simulationen, wissenschaftliche Zeichnungen, Diagramme jeglicher Art. Michel Serres hat diese neue Medialität der Wissenschaften als eine Feier der sinnlichen Formen beschrieben, welche die mathematische Strenge, lange als ein Wert von Wissenschaftlichkeit an sich geltend, zusehends abzulösen neigt:

Der Goldrausch der mathematischen Logik, der axiomatischen Systeme und des Formalismus blieb nicht auf die Mathematik beschränkt. Überall sprach man nur noch von Strenge, und gelegentlich auch in Bereichen, in denen sie nichts zu suchen hat. Ob Physiker oder Philosophen, Soziologen oder Biologen, wir alle waren Formalisten. Streng formalistisch natürlich, und schließlich im Übermaß. [...] Und siehe da, die Anschauung kehrt zurück. Der Raum kehrt zurück. Nicht die alte Geometrie, die tot ist und tot bleibt; nicht die alten Diskurse, die verwelkt sind und zu Staub zerfallen; sondern Schönes, Neues, das sichtbar ist und unsere Augen füllt. Thoms Katastrophen oder Mandelbrots Fraktale. Ja, endlich sehen wir das Tier wieder. Seit fünf oder zehn Jahren bereitet man uns wieder ein Fest.⁹

Doch diese Bewegung ist an der Soziologie weitgehend vorbeigezogen. Die etablierte Soziologie, wie sie in großen amerikanischen *Journals* erscheint, operiert eigentümlich jenseits dieses von Serres erkannten Fests der Sichtbarkeit. Die Formwelt ihrer bedeutenden wissenschaftlichen Zeitschriften, immer noch Hauptträger des wissenschaftlichen Diskurses, hat sich über Dekaden kaum geändert. Die bedeutendsten Zeitschriften der Soziologie, wie das *American Journal of Sociology* oder die *American Review of Sociology* zeigen eine karge Welt. Bilder finden sich kaum, nach wie vor gibt sich die Wissenschaft sehr textorientiert, es finden sich viele statistische Tabellen, ab und zu ein Diagramm¹⁰. Die gesellschaftliche Welt der normalwissenschaftlichen Soziologie erscheint im Bleigrau des

9 Michel Serres, *Hermes V. Die Nordwest-Passage* (Berlin: Merve, 1994), S. 129f.

10 Ich habe dies andernorts genauer dargelegt: Felix Keller, »Die Evidenz der Gesellschaft. Die Genealogie visueller Objekte im American Journal of Sociology«, in: *Die Listen der Evidenz. Mediologie, Band 15*, hrsg. von Michael Cuntz et al. (Köln: DuMont, 2006), S. 203–220. Dieser Artikel bietet dankenswerterweise die Gelegenheit, die dort vollzogenen Beobachtungen weiterzuverfolgen.

Buchdrucks, mit klar unterscheidbaren Zeichen in einer seit Jahrzehnten festgefügt Ordnung. Hier fügen sich bereits an der Oberfläche des Publizierten alle Indizien zu dem, was Kuhn als »normale Wissenschaft« bezeichnet hatte: die Reproduktion von Modell-Beispielen, wie Probleme gelöst und auch dargestellt werden, basierend auf »Vorbildern«, aus denen festgefügte Traditionen wissenschaftlicher Forschung erwachsen. Aufgrund der prinzipiellen Vielfältigkeit wissenschaftlicher Möglichkeit ist der »Weg zu einer normalen Wissenschaft« dahingehend stets mit einem gehörigen Maß »Aufräumarbeit« verbunden, welche normale Wissenschaften auch weiterhin beschäftigen, selbst wenn sie sich etabliert haben. Paradoxerweise, so Kuhn, führt das Fehlen eines einheitlichen Paradigmas, wie dies in der Soziologie der Fall ist, gerade dazu, dass die normale Wissenschaft sich strenger ihren aufgestellten Regeln hingibt, um ihre Reproduktion zu gewährleisten: Die Aufräumarbeit ist entsprechend intensiver, um nicht zu sagen militanter.¹¹

Im Falle der Sozialwissenschaften, die stets mit anderen Wissensformen konkurrieren, geht diese Normalisierung entsprechend mit einer anderen bemerkenswerten Kontinuität einher: Für Beobachter aus anderen humanwissenschaftlichen Disziplinen erscheinen die Persistenz und die Homogenität der symbolischen Ordnung im normalwissenschaftlichen Kern der Soziologie, die Gleichförmigkeit ihrer wissenschaftlichen Ikonografie als schlicht erstaunlich: Alle die neueren wissenschaftstheoretischen und methodischen Auseinandersetzungen der Humanwissenschaften, die Dekonstruktion und damit die Zweifel an der Repräsentierbarkeit und Erklärbarkeit des Sozialen, das Auftauchen des Konstruktivismus, lassen den harten Kern der empirischen Soziologie unbeeindruckt:

It is slightly startling, then, to realize that the leading journals and departments in U.S. sociology have remained almost pristinely aloof from these battles that are supposed to be roiling them [...] suggesting a discipline that is secure in its scientific identity and assumptions.¹²

11 Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996), S. 38, S. 61.

12 George Steinmetz, »Scientific Authority and the Transition to Post-Fordism: The Plausibility of Positivism in U.S. Sociology since 1945«, in: *The Politics of Method in the Human Sciences Positivism and its Epistemological Others*, hrsg. von George Steinmetz (Durham, NC: Duke University Press, 2005), S. 275–323, insbes. S. 276.

Damit einher geht auch die Kontinuität in den spärlichen Darstellungsformen, die desgleichen erstaunt: »Articles have been preferred to books; statistical and tabular form to textual ones; analytic genres of writing to narrative or experimental forms: and written forms of inscription to visual ones.«¹³

Worin sich die normalwissenschaftliche Soziologie, neben dem Fehlen von wissenschaftlichen Filmen oder wissenschaftlichen Zeichnungen, in ihren Publikationen augenscheinlich gegenüber den Naturwissenschaften unterscheidet, ist die Absenz bildlicher, präsentativer Formen. Dabei fehlte es nicht an Wissen und Möglichkeiten vielfältiger Darstellungen des Sozialen: elaborierte Techniken der Visualisierung sind entstanden, die eigens den Bedürfnissen der Sozialwissenschaften entsprechen, aber augenscheinlich eher außerhalb der Soziologie auf Aufmerksamkeit stoßen.¹⁴ Weshalb ist eine solche Vervielfältigung der Formen für die Soziologie nicht in dem gleichen Sinn möglich? Als Grund wird etwa angeführt, dass das Soziale selbst eine sprachliche, kommunikative Basis aufweise.¹⁵ Die Formen der Sprache oder der Kommunikation seien so gleichsam in das Programm der Soziologie eingeschrieben, wie sich unschwer an verschiedenen Großtheorien erkennen lässt: Titel von modernen soziologischen Klassikern wie Habermas' *Theorie des kommunikativen Handelns* oder Luhmanns *Gesellschaftsstruktur und Semantik* weisen stillschweigend auf die Bedeutung des Sprachlich-Kommu-

13 Steinmetz, »Scientific Authority«, a. a. O. (Anm. 12), S. 285, vgl. zum Erstaunen über die Gleichförmigkeit der Texte in den etablierten Journals ebenfalls: Stephen Park Turner & Jonathan H. Turner, *The Impossible Science. An Institutional Analysis of American Sociology* (Newbury Park, CA, London & New Delhi: Sage, 1990), S. 171.

14 Dies führt John Grady in einem bemerkenswerten Artikel zu »Edward Tufte and the Promise of Visual Social Science« aus: »Almost everyone writing on this topic finds appropriating the visual to be as unsettling as it is exciting. [...] But defining in a general ways what those topics may be and what makes visual information richer has not been articulated in a form that has convinced the quantitative social science mainstream to incorporate visual research methods into their respective disciplines.« John Grady, »Edward Tufte and the Promise of a Visual Social Science«, in: *Visual Cultures of Science. Rethinking Representational Practices in Knowledge Building and Science Communication*, hrsg. von Luc Pauwels (Hanover, NH: Dartmouth College Press, 2006), S. 222–265, insbes. S. 260.

15 Gordon Fyfe & John Law, »Introduction: On the Invisibility of the Visual«, in: *Picturing Power. Visual Depiction and Social Relations*, hrsg. v. Gordon Fyfe & John Law (London etc.: Routledge, 1988), S. 1–14, insbes. S. 3.

nikativen hin. Die entsprechenden Werke zeigen sich denn auch als weitgehend textuell operierend, unterbrochen von einigen Diagrammen. Ungeachtet dessen gehen etliche theoretische Ansätze davon aus, dass das Visuelle durchaus eine immense Bedeutung in Vergesellschaftungsprozessen einnimmt. Nach Aussagen von Simmel, Sartre oder Goffman ist das Gesellschaftliche selbst schon im wesentlichen Sinne visuell konstituiert,¹⁶ oder in den Worten Fyfes und Laws: »Depiction, picturing and seeing are ubiquitous features of the process by which most human being come to know the world as it really is for them.«¹⁷

Indes, die zweifelsohne immense gesellschaftliche Geltung des Visuellen bedeutet nicht notwendig, dass die Wissenschaft diesen Zustand spiegelt.¹⁸ Selbst wenn sich inzwischen eine Soziologie des Visuellen sich augenscheinlich auf dem Vormarsch befindet,¹⁹ die Soziologie sich

16 Deena Weinstein & Michael Weinstein, »On the Visual Constitution of Society: The Contributions of Georg Simmel and Jean-Paul Sartre to a Sociology of the Senses«, in: *History of European Ideas* 5 (1984), S. 349–362, Anne Sauvageot, *Voires et savoirs. Esquisse d'une sociologie du regard* (Paris: Presse universitaire de France, 1994).

17 Fyfe & Law, »Introduction«, a. a. O. (Anm. 15), S. 2.

18 Dasselbe gilt auch für die von Fyfe und Law damals noch vermisste Orientierung am Körper in der normalwissenschaftlichen Soziologie, die ebenfalls zu ihrer formtechnischen Kargheit beiträgt. »Thus, when the body was deleted from social theory, so, too, was the eye«, Fyfe & Law, »Introduction«, a. a. O. (Anm. 15), S. 6. Fyfe und Law beziehen sich dabei auf die Argumente von Jonathan H. Turner, *The Body and Society: Explorations in Social Theory* (London: Sage, 2002). Aber Marcel Mauss, der sich explizit mit dem Körper beschäftigt hat, trieb seine Forschung über das Medium der Sprache voran, auch Foucault, der die Kategorie des Körpers explizit in die Soziologie rückbezogen hat, verwendet die Textform, um Körperpraktiken zu erschließen.

19 Es ließen sich notabene eine Vielzahl von äußeren, wissenshistorischen und wissenssoziologischen Gründen nennen, die dazu führten, dass sich die Soziologie als Wissenschaft über einen engen diskursiven Horizont zu stabilisieren suchte. Als äußere Faktoren kommt eine Politik der Methode in Frage, aufgrund derer sich die Soziologie der Vereinigten Staaten als erstzunehmende Wissenschaft zu versichern versuchte, die auch Aufträge aus Industrie und von Forschungsförderungsinstitutionen erhält, indem sie sich das Prestige der Naturwissenschaften anzueignen versucht. Desgleichen könnte eine ganze »fordistische« Produktionsweise sich unweigerlich auch in den Wissensformen spiegeln. Vgl. George Steinmetz (Hrsg.), *The Politics of Method in the Human Sciences. Positivism and its Epistemological Others* (Durham, NC: Duke University Press, 2005). Nicht zuletzt sollten strenge Statistikveranstaltungen und -prüfungen dazu dienen, gemäß Turner und Turners Untersuchung der Geschichte der Soziologie im Amerika, eine unerwünschte Politisierung der Soziologie vornehmlich in den sechziger Jahren zu verhindern: Turner & Turner, *The Impossible Science*,

vielerorts vermehrt auf die Bildhaftigkeit des Sozialen konzentriert,²⁰ so findet sich *innerhalb* der Soziologie, im normalwissenschaftlichen Kern der Disziplin,²¹ eine ikonoklastische Neigung, die nicht einfach auf ein »Vergessen« oder, wie Fyfe und Law mutmaßen, auf eine mögliche »Aversion«²² der Soziologie gegenüber Bildern zurückzuführen ist. Im Gegenteil bietet sich auch die hier vertretene These an, dass der soziologische Ikonoklasmus auf die spezifischen Konstitutionsbedingungen einer wissenschaftlichen Darstellung der Gesellschaft und ihrer Ordnung verweist, der Ikonoklasmus der Soziologie also selbst ein generisches Moment des Wissens über gesellschaftliche Verhältnisse enthält. Dafür spricht auch, dass die Bilder keineswegs aus der Soziologie verschwunden sind. Vielmehr lässt sich die Verwendung und Zirkulation von Bildern der Sozialstruktur in einem komplexen Austauschverhältnis der Soziologie mit ihrem gesellschaftlichen Außen beobachten. Bildliche oder bildähnliche Darstellungen zirkulieren vornehmlich in den äußeren Bereichen der

a. a. O. (Anm. 13). Des Weiteren auch zur Politik sozialwissenschaftlicher Methoden: Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (Anm. 12), S. 11f. und Michel Foucault selbst: Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1991), S. 12.

20 Exemplarisch Susan Buck-Morss, »Envisioning Capital: Political Economy on Display«, in: *Critical Inquiry* 21 (1995), S. 434–467, Robert Cooper, »The Visibility of Social Systems«, in: *Ideas of Difference: Social Spaces and the Labour of Division*, hrsg. von Kevin Hetherington & Rolland Munro (Oxford: Blackwell, 1997), S. 32–41, John B. Thompson, »The New Visibility«, in: *Theory, Culture & Society* 22 (2005), S. 31–51, Caroline Knowles, *Picturing the Social Landscape. Visual Methods and the Sociological Imagination* (London: Routledge, 2004); Andrea Brighenti, »Visibility: A Category for the Social Sciences«, in: *Current Sociology* 55 (2007), S. 323–342. Im deutschsprachigen Raum: Regula Valérie Burri, »Bilder als soziale Praxis: Grundlegung einer Soziologie des Visuellen«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 37 (2008), S. 342–358, Jürgen Raab, *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen* (Konstanz: UVK, 2008), Bernt Schnettler, »Auf dem Weg zu einer Soziologie des visuellen Wissens«, in: *Sozialer Sinn* 8 (2007), S. 189–210.

21 Vgl. zum Konzept des normalwissenschaftlichen Kerns die Präzisierungen, die Kuhn an seinem Paradigma-Begriff vorgenommen hatte: Kuhn, »Neue Überlegungen«, a. a. O. (Anm. 8). Gemäß »Sciencewatch« gehörten das *American Journal of Sociology* und die *American Review of Sociology* über die Jahre der Auswertbarkeit zu den beiden soziologischen Zeitschriften, die den höchsten Impact-Faktor aufweisen, also die höchste Zitationsrate. Dies dürfte ein harter Indikator der Zugehörigkeit zum inneren Kern der Soziologie darstellen (Quelle: <http://www.sciencewatch.com>).

22 Fyfe & Law, »Introduction«, a. a. O. (Anm. 14), S. 6.

Sozialwissenschaften, i.e. an den Grenzen zur Nicht-Wissenschaftlichkeit, über die die Soziologie die Anschlussfähigkeit an gesellschaftliche Diskurse sucht, gleichzeitig aber auch ihr spezifisches normalwissenschaftliches Forschungsprogramm aufrecht erhält. Denn dieses, wie eingangs erwähnt, ist in gewisser Weise durch alternative Darstellungen des Sozialen in ihren eigenen Lösungen der symbolischen Formung des Sozialen herausgefordert. Imre Lakatos hat verschiedene Strategien der Stabilisierung von Forschungsprogrammen angesichts ihrer Bedrohung durch Gegen-evidenzen untersucht und dabei bekanntlich eine »positive« von einer »negativen Heuristik« unterschieden, aufgrund derer sich Forschungsprogramme angesichts wissenschaftlich widriger Umstände reproduzieren, ja je nachdem sogar weiter entwickeln können. Seiner Auffassung gemäß besitzt jedes Forschungsprogramm einen »harten Kern« von Epistemen, im Falle der normalwissenschaftlichen Soziologie: die These der Formalisier- und Quantifizierbarkeit des Sozialen. Dieser Kern muss um jeden Preis vor seiner Widerlegung geschützt werden – einerseits über Vermeidungsstrategien im Umgang mit potentiell subversiven Evidenzen (die Verdrängungsstrategien »einer negativen Heuristik«) und andererseits über Strategien der Anpassung und modifizierenden Integration dieser Evidenzen oder Anomalien: der positiven Heuristiken, die eine Art »Schutzgürtel« um den harten Kern des Programms bilden, in dem potentielle Gegenevidenzen verarbeitet, »verdaut« werden, wie Lakatos sich ausdrückt. Diese Strategien »bewahren den Wissenschaftler davor, dass er durch den Ozean der Anomalien verwirrt wird«, im vorliegenden Fall durch die rhizomatisch-wuchernden Gesellschaftsbeschreibungen und visuellen Evidenzen, die die Gesellschaft über sich selbst produziert.²³ Freilich birgt diese Strategie einer Abgrenzung einige Gefahren für die Soziologie als Wissenschaft selbst, wie sich zeigen wird.

Um ein Verständnis dieser ikonoklastischen Prozesse zu gewinnen, ist zunächst zu eruieren, welche symbolischen Formen der Darstellung der gesellschaftlichen Realität sich überhaupt etablieren konnten, respektive verdrängt wurden, welche Eigenschaften der Vergegenwärtigung einer gesellschaftlichen Wirklichkeit sie aufweisen und welche Beziehung sie zueinander besitzen. Danach werden anhand der dokumentarischen

23 Imre Lakatos, *Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme* (Wiesbaden: Vieweg, 1982), S. 49.

Fotografie Vermeidungsstrategien (negative Heuristiken) und anhand computertechnischer Netzwerkbilder »verdauende« Integrationsstrategien (positive Heuristiken) diskutiert.

2. Präsentative Formen und diskursives Wissen

Eine zentrale Frage, der sich die empirische Soziologie stellen muss, lautet, auf welche Weise sich Wahrnehmungen gesellschaftlicher Realitäten, sozialer Differenzen, Brüche, Ungleichheiten in eine gültige *Form* übersetzen lassen, in diskursivierbare Formen, die ein Bild des Wirklichen erscheinen lassen. Oder, im übertragenen Sinne im Gefolge Erwin Panofskys: es geht darum, im Hinblick auf soziologische Darstellungen eine auf »gültige Ergebnisse abzielende, verwirklichende und objektivierende Auseinandersetzung einer formenden Kraft mit einem zu bewältigenden Stoff«²⁴ zu begreifen und nachzuvollziehen.

Es liegt nahe, sich hinsichtlich der verschiedenen Theorien, welche die unterschiedlichen symbolischen Darstellungen von Gesellschaft thematisieren, an dieser Stelle auf eine zu konzentrieren, welche ein prägnantes Verständnis der ikonoklastischen Tendenzen in der Soziologie zu liefern vermag und sich dabei anschlussfähig für die obige Darlegung einer fragmentierten Welt der symbolischen Formen erweist. Susanne K. Langers Differenzierung zwischen präsentativen und diskursiven Formen erlaubt das und liefert darüber hinaus auch formimmanente Erkenntnisse,²⁵ welche die kärgliche Formenwelt der Soziologie jenseits eines Denkens der Repräsentation begreifen lassen, das die Formen entweder als Abbild einer an sich bestehenden äußeren Wirklichkeit konzipiert oder aber umgekehrt unmittelbar als Ausdruck des Denkens eines Individuums oder eines Kollektivs betrachtet. Vielmehr untersucht Langer die materiale Eigenlogik der Formen, fragt nach ihren Verhältnissen untereinander.²⁶

²⁴ Erwin Panofsky, »Der Begriff des Kunstwollens«, in: *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaften*, hrsg. von Erwin Panofsky (Berlin: Spiess, 1998), S. 29–43, insbes. S. 43.

²⁵ Ich danke Hans-Georg Soeffner für den Hinweis.

²⁶ Susanne K. Langer, *Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst* (Frankfurt am Main: Fischer, 1984).

Ausgangspunkt von Langers Analyse ist die Suche nach einer Logik der Symbole jenseits formaler Sprache, jenseits der *mathesis*:²⁷ Hintergrund ist ihre Ahnung, dass die Sprache eine immanente Form besitzt, die Wirklichkeit darzustellen, die ganz bestimmte Möglichkeiten des Wissens zulässt und andere nicht.²⁸ Diese immanente Form lässt sich als Diskursivität der Sprache bezeichnen: Die Sprache, und im gewissen Sinne die Logik selbst, ordnen Symbole als diskrete Elemente (Signifikanten) in einer linear-zeitlichen Ordnung, in Syntagmen. Die Ordnung der Sprache ist jene des zeitlichen Nebeneinanders, eben der Diskursivität. Doch gleichzeitig, so Langer, lassen sich verschiedene Anordnungen des Realen nicht in eine syntagmatische, linear-zeitliche Form projizieren. Beispielsweise mag der Satz »A tötet B« nicht den simultanen Akt des Mordes selbst auszudrücken, sondern er kreiert eine artifizielle Form: Zuerst erscheint A, dann der Akt des Tötens und schlussendlich gesellt sich B dazu, das Opfer. Die Sprache projiziert also das Reale in eine ganz bestimmte diskrete, symboltechnisch klar identifizierbare Ordnung, die auch andere Lösungen zuließe, wie etwa die Mercatorprojektion eine von vielen Möglichkeiten darstellt, die Gestalt der Erde auf eine Fläche zu übertragen.²⁹ Es gibt aber in der raumzeitlichen Welt Realitätsebenen, die durch ein anderes symbolisches Schema als die diskursive Sprache begriffen werden müssen.³⁰ Was Wittgenstein in einer bekannten Stelle über die Philosophie ausdrückte, lässt sich im gewissen Sinne auch auf die Soziologie übertragen: das Hauptproblem ist die Theorie über das, »was durch Sätze – d.h. durch Sprache – gesagt [...] und was nicht durch Sätze ausgedrückt, sondern

²⁷ Diese Diskussion ist vielerorts wieder aufgenommen, so auch in Sybille Krämers und Horst Bredekamps Sammelband »Bild – Schrift – Zahl«, welche sich erneut gegen eine bloß diskursive Auffassung der Kultur wendet Sybille Krämer & Horst Bredekamp, *Bild, Schrift, Zahl* (München: Fink, 2003). Langer wird allerdings nicht erwähnt.

²⁸ Vgl. hier: Umberto Eco, *Die Suche nach der vollkommenen Sprache*. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber (München: Beck, 1995).

²⁹ Dieses Problem der Eigenlogik der Sprache hatte bereits Frege beschäftigt, und er intendierte ein neues Schriftmodell, das nicht zeitlich-linear funktioniert. Gottlob Frege, *Begriffsschrift und andere Aufsätze. Mit E. Husserls und H. Scholz' Anmerkungen*, hrsg. von Ignacio Angelelli, 3. Aufl. (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1977).

³⁰ Langer, *Philosophie*, a.a.O. (Anm. 26), S. 95.

nur gezeigt werden kann.«³¹ Doch wie lässt sich dieses nicht-sprachliche Zeigen fassen?

Der Raum der Simultaneität, der Gleichzeitigkeit, oder just der schlichten Präsenz zeigt sich in anderen symbolischen Formen, und hier nennt Langer, neben der Musik, für die sie sich besonders interessiert, auch »visuelle Formen«, Linien, Farben, Proportionen. Zu diesen präsentativen Symbolen zählt Langer »Karten, Photographien und Diagramme«. Sie sind »ebenso der Artikulation, d.h. der komplexen Kombination fähig wie die Wörter«. Doch ihre »Gesetze« folgen einer anderen Logik: »Sie bieten ihre Bestandteile nicht nacheinander, sondern gleichzeitig dar, weshalb die Beziehungen, die eine visuelle Struktur bestimmen, in einem Akt des Sehens erfasst werden.«³² Das heißt, nicht-diskursive Symbole erhalten ihre Signifikanz durch die Möglichkeit eines simultanen Akts des Zeigens, nicht durch eine Serie von Differenzen, die das Wissen in der Zeit erschließen. Darüber hinaus gibt es in den präsentativen Darlegungen keine isolierbaren Elemente. So existiert keine vordefinierte Punktmenge für die Darstellung eines Gesichts. Während das Wort »Gesicht« in seine Phoneme zerlegbar ist, präsentiert sich das, was als Gesicht in einer Fotografie erscheint, simultan als Gesamtes, dessen Bestandteile sich nicht voneinander trennen lassen. Insofern lassen sich Passfotografien beispielsweise nicht durch wörtliche Beschreibungen austauschen. Entsprechend gibt es auch keine Lexik bildlicher Symbole. Ein Magritte-Bild lässt sich nicht in ein Cézanne-Bild übersetzen: Nirgendwo gibt es einen »Standardschlüssel, nach dem Skulptur in Malerei oder Kohlezeichnung in Tuschzeichnung übertragen werden könnte.«³³ Mit anderen Worten: nach Langers Auffassung bilden präsentative Formen wie Bilder, Fotografien eine grundsätzlich andere Form der Organisation von Wissen als die linear-zeitliche Form der Sprache.³⁴ Der schriftliche Diskurs verweist immer weiter auf ein Kommendes. Die präsentativen Symbole bilden dagegen einen Stillstand der Darlegung; sie liefern Gestalten, in gewissem Sinne auch Singularitäten. Sprachliche Zeichen

31 Ludwig Wittgenstein, *Briefwechsel mit B. Russell, G.E. Moore, J.M. Keynes, F.P. Ramsey, W. Eccles, P. Engelmann und L. von Ficker*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1980), S. 88.

32 Langer, *Philosophie*, a. a. O. (Anm. 26), S. 99.

33 Langer, *Philosophie*, a. a. O. (Anm. 26), S. 102.

34 Langer, *Philosophie*, a. a. O. (Anm. 26), S. 102.

erhalten nur durch Differenz zu anderen ihre Bedeutung, präsentative Symbole fungieren hingegen als Monaden mit je eigener Geltung, so wie ein Bild von Cézanne eben unter die Gemälde einer Zeit gehört, die sich durchaus vergleichen lassen, es zugleich aber als ein bestimmtes Bild von Cézanne Singularität beansprucht. So auch eine Fotografie: selbst wenn die Fotografie als Bild sich reproduzieren lässt, selbst wenn sie bekannte Figurenkonstellationen und eine bestimmte Perspektive aufweist, also symbolisch geformt ist, zeigt sie stets auf eine Singularität im Raum-Zeit-Kontinuum, bezeichnet ein Unikat, in dem, was sie darstellt.³⁵ Eine Singularität ist also nie in ein allgemeines Symbolsystem direkt aufhebbar. Insofern finden sich in einem Diskurs, in dem Schrift und Bild miteinander einhergehen, notwendigerweise Friktionen.

Doch auf welche Weise lässt sich hinsichtlich dieser Differenzierung von präsentativen und diskursiven Symbolisierungen der Ort der Diagramme begreifen, die in der Soziologie eine solche Präsenz genießen? Es fragt sich, ob Diagramme in derselben Weise präsentative Symbole darstellen wie beispielsweise Fotografien. Diagramme bestehen im Einzelnen aus distinkten Symbolen: Pfeile, Hyperbeln beispielsweise funktionieren wie sprachliche Zeichen, sie zeigen keine Realität, die ihnen ähnlich ist. Zudem sind sie als Signifikanten material klar von ihrer Umgebung (die weißen Flächen, andere grafische Elemente) unterscheidbar. Andererseits ergibt sich die Bedeutung der diagrammatischen Elemente wiederum nur über eine Simultaneität, deren Erfassung sich ganz klar von der zeitlichen Struktur der Schrift unterscheidet, sie konfrontieren den Betrachter mit einer eigenen Form eines symbolischen Raums. Peirce hat deshalb neben den sprachlichen Zeichen, die notwendig arbiträr sind (die Symbole) und den Indices, die mit der Wirklichkeit direkt verbunden sind (wie die Fotografie), die *icons* als dritte Form definiert. Sie sind einerseits der Schrift

35 Vgl. zu diesem Doppelcharakter: Roland Barthes, »Über Fotografie. Interview mit Angelo Schwarz (1977) und Guy Mandery (1979)«, in: *Paradigma Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, hrsg. von Herta Wolf (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002), S. 82–88, insbes. S. 82. Die Antwort auf die Frage allerdings, auf welche Weise die Fotografie mit der Wirklichkeit verbunden ist, erweist sich als weitläufig und historisch variant, Sie reicht von der »Fotografie als Spiegel des Wirklichen« oder der »Transformation des Wirklichen« bis hin zu – bescheidener – einer »Spur des Wirklichen«, wie Philippe Dubois in seiner Studie zum fotografischen Akt darlegt: Philippe Dubois, *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv* (Amsterdam & Dresden: Verlag der Kunst, 1998).

ähnlich, weil sie wiederholbare Symbole enthalten. Andererseits sind sie den Bildern ähnlich insofern, als ihr Sinn sich erst über die kartografische Simultaneität ergibt.³⁶ Durch diese simultane Präsenz und gleichzeitig durch einen abstrahierbaren Symbolismus eröffnen sich solchen *Icons* oder den diagrammatischen Präsentationen eigene Möglichkeiten, den zu »bewältigenden Stoff« zu formen: einerseits ermöglichen sie die Schaffung einer synchronen Präsenz von Zeichen, ein präsentatives Symbol, andererseits »diskursivieren« sie gleichzeitig diese Präsenz, da die Elemente der Diagramme über ihre distinktiven Eigenschaften selbst an die sprachliche Form anschließbar sind und untereinander durchaus einen »Diskurs« bilden, beispielsweise über die verschiedenen Formen von Pfeilen und Typen von Kurven in Relation zu Koordinaten. Die Elemente eines Diagrammes sind eindeutig mathematisch und sprachlich beschreibbar, auch wenn selbst wiederum nur bestimmte Segmente von Aussagen überhaupt de facto vollzogen werden.³⁷

Anders aber zeigt sich ihr Realitätsbezug. Die Fotografie beispielsweise bleibt immer an ein vergangenes Ereignis gebunden, auch wenn dieses technisch, kulturell und soziologisch geformt erscheint; sie steht mit der fotografierten Realität immer mit einer Art »Nabelschnur« in Verbindung.³⁸ So kann ein Diagramm auf eine rein imaginäre Realität verweisen (beispielsweise in der Darstellung soziologischer Theorien) oder auf ein erfasstes gesellschaftliches Außen. In diesem Fall erweisen sich aber die Verbindungen zur Realität als unendlich viel länger: Wenn beispielsweise die auf eine Befragung antwortenden Stimmen tausender Befragter in einer einfachen Säulengrafik dargestellt werden, unterliegen

36 Charles S. Peirce, »Die Kunst des Rasonierens. MS 404, 1893«, in: Ders., *Semiotische Schriften*, Bd. 1, hrsg. von Christian J.W. Kloesel & Helmut Pape, (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000), S. 191–201, insbes. S. 194; Peirce, »Über die Einheit hypothetischer und kategorischer Propositionen. MS 787, 1897«, a.a.O., S. 250.

37 Vgl. zur Explorationen der erkenntnisphilosophischen Leistung von Diagrammen: Petra Gehring et al. (Hrsg.), *Diagrammatik und Philosophie. Akten des 1. Interdisziplinären Kolloquiums der Forschungsgruppe Philosophische Diagrammatik, an der Fern-Universität/Gesamthochschule Hagen 15./16.12. 1988* (Amsterdam & Atlanta, GA: 1992). Und neuerdings: Matthias Bauer & Christoph Ernst, *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld* (Bielefeld: transcript, 2010).

38 Roland Barthes, *Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1989), S. 91.

die stimmlichen Äußerungen bis hin zur quantitativen Sichtbarmachung unüberschaubaren Transformationen, die das Ereignis der Äußerung der Befragten in etwas vollständig anderes, ein statistisches Diagramm transformieren³⁹ obwohl dieses natürlich immer noch weitverzweigt an eine Realität, die Praktiken des Hervorbringens und Erzeugens einer Vielzahl von Antworten, gebunden ist.⁴⁰ Gerade aber in solchen Übersetzungs- und Reduktionsprozessen haben die Diagramme eine spezifische Funktion: Sie haben rein optisch gesehen eine Unterbrechung des textlichen Diskurses zur Folge; sie schieben eigentlich ein Element anderer symbolischer Formen hinein. Die zeitlich-lineare Form des Textes, die Logik des Aneinanderreihens wird nun von einer Simultaneität unterbrochen, die nicht mehr der argumentativen Form gehorcht; diagrammatische Formen öffnen einen Bereich des reflektierenden und experimentierenden Übens mit symbolischen Elementen. Es ist ein Ausschnitt aus einer anderen symbolischen Welt, die Präsenz eines Außen, ein Fenster der Sichtbarkeit, das wiederum Sagbares ermöglicht. Alleine durch die Tatsache ihrer Existenz markieren zumindest die statistischen Diagramme, dass die Wissenschaft sich nicht ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, sondern mit einer äußeren Wirklichkeit. Darin kommt den Diagrammen neben der Übersetzungsfunktion auch eine rhetorische Bedeutung zu: In einem Artikel, indem er spezifisch auf die präsentativen Symbole der Soziologie eingeht, erkennt Michael Lynch in der Verwendung von Diagrammen eine Rhetorik der Rationalität, oder, im Falle der statistischen Darstellungen, eine »rhetorische Mathematik«. Beide diskursiven Strategien sollen

39 Indem damit die Logik ihres jeweiligen Zeichensystems wie bei jedem Zeichensystem nicht inhärent stabilisiert werden kann, erweisen sie sich selbst auch immer als mit semiotischen Mitteln dekonstruierbar, wie Rheinberger in einer mittlerweile wohl bereits klassisch zu nennenden Arbeit zeigt: Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas* (Göttingen: Wallstein-Verlag, 2001).

40 Anhand des Aktes des Abstimmens versucht gerade mit Hilfe von Fotografien Bruno Latour diese Übersetzungsarbeit zu zeigen. Vgl. Bruno Latour, *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory* (Oxford: Oxford University Press, 2007), S. 224.

der Wissenschaft und ihrem Außen versichern, dass der Objektbereich »Gesellschaft« sich rational erfassen lässt.⁴¹

Wie kann es nun aber dazu kommen, dass die verschiedenen Formungen sozialer Realität miteinander in Konflikt geraten? Gibt es in der Tat so etwas wie einen Ikonoklasmus in der Soziologie: dass bestimmte Formen gar nicht zugelassen sind, oder sich betreffend der Darstellung eines wissenschaftlichen Sachverhalts nicht als gültig erweisen? Weshalb werden Bilder in der Soziologie nicht einfach zugelassen wie in anderen Wissenschaften? Weshalb werden sie lediglich in den äußeren Bereichen zugelassen, und weshalb fällt die normalwissenschaftliche Soziologie auf eine Art Halbbildlichkeit zurück? Anhand zweier Fallstudien, dem Verschwinden der Fotografie aus der normalwissenschaftlichen Soziologie und der Integration der Netzwerkanalyse in die etablierten amerikanischen Zeitschriften soll zunächst das Verdrängen der Bildlichkeit aus dem Zentrum der Soziologie gezeigt werden. Die beiden Beispiele zielen dabei auf zwei gegensätzliche Formen von Bildlichkeit, einerseits einer primär analogen Form (Fotografie) und andererseits einer digitalen Form (Netzwerkanalyse), gerade um zu illustrieren, dass es sich um einen ikonoklastischen Reflex der Disziplin angesichts des Bildlichen an sich handelt.⁴²

3. Soziologischer Ikonoklasmus angesichts der Fotografie

Dass in den Anfängen der amerikanischen Soziologie die Fotografie durchaus ihren Stellenwert hatte, ist vielfach diskutiert worden,⁴³ gerade angesichts des Verschwindens der Fotografie aus dem engeren Kern

41 Auch wenn sie für Lynch letztlich inhaltsleere Formen, »pictures of nothing«, darstellen. Vgl. Michael Lynch, »Pictures of Nothing? Visual Construals in Social Theorie«, in: *Sociological Theory* 9 (1991), S. 1–21.

42 Vgl. zu dieser Unterscheidung: Nelson Goodman, *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997), S. 154ff. und 163ff.. Man könnte prima vista annehmen, dass die digitale Form mit klar unterscheidbaren Elementen anschließbarer an sprachliche Diskurse wäre, was aber, so soll gezeigt werden, nicht so einfach der Fall ist. Vielmehr kippt, wie Goodman auch zeigt, das Digitale unter Umständen auch in das Analoge um et vice versa.

43 Fyfe & Law, »Introduction«, a. a. O. (Anm. 15); Derral Cheatwood & Clarice Stasz, »Visual Sociology«, in: *Images of Information. Still Photography in the Social Sciences*,

der Sozialwissenschaften. Das Verhältnis von Fotografie und Soziologie erweist sich als komplex. Seit Anbeginn begleitet die Fotografie die Erfassung des Sozialen,⁴⁴ und sie hat bis in die jüngste Gegenwart Soziologen fasziniert, auch wenn sie dies in unterschiedlichem Maße dokumentierten.⁴⁵ Die seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts regelmäßig erscheinende Zeitschrift *American Journal of Sociology* (AJS) integrierte die Fotografien als Untersuchungsmaterial noch ganz im Sinne präsentativer Symbole: sie öffneten in den Texten einen Ort gesellschaftlicher Wirklichkeit. Ein exemplarisches Beispiel, ein 1893 erschienener Artikel zur sozialen Funktion des Saloons, soll den diskursiven Ort der Fotografie in der soziologischen Forschung jener Zeit illustrieren. Der Artikel reagiert auf eine sozialpolitische Sorge um die Gefährdung der arbeitenden Bevölkerung durch Alkoholismus und soziale Verwahrlosung, das so genannte *Saloon problem*, das mit Phrasen beschrieben wurde wie »Men and woman in glorying in drunkenness and shame«, »the sotted (sic) beasts who nightly gather at the bar«. ⁴⁶ Dieser Sorge stellt der Autor E. C. Moore eine soziologische Analyse der sozialen Funktion bzw. des sozialen Wertes des Saloons gegenüber. Die im Artikel entworfene soziologische Grundannahme lautet, dass der Saloon eine Institution darstelle, und diese Institution wie alle Institutionen auf ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis antworte. Die Funktion des Saloons könne schwerlich die gesundheitliche Vernichtung der arbeitenden Bevölkerung sein, sondern liege vielmehr, so die These, in der Vergesellschaftung der Individuen: »It

hrsg. von Jon Wagner (Beverly Hills, CA & London: Sage, 1979), S. 261–269; Clarice Stasz, »The Early History of Visual Sociology«, in: ebd., S. 119–136.

44 Am umfassendsten widmet sich Sylvain Maresca der vielfältigen Beziehung zwischen Photographie und Soziologie: Sylvain Maresca, *La photographie. Un miroir des sciences sociales* (Paris: Harmattan, 1996). Vgl. auch den Beitrag von Marcus Gräser in diesem Band.

45 Zu nennen sind einerseits Pierre Bourdieus Fotografien, die im Verlaufe seiner Forschungen in Algerien entstanden, oder aber Baudrillards Leidenschaft für die Fotografie: Jean Baudrillard & Barbara Heinrich, *Jean Baudrillard – die Abwesenheit der Welt. Fotografien. Ausstellung*, Kunsthalle Fridericianum Kassel, 14.12.2003–29.02.2004 (Kassel: documenta und Museum Fridericianum, 2003), sowie: Franz Schultheis & Christine Frisinghelli, *Pierre Bourdieu. In Algerien. Zeugnisse der Entwurzelung* (Graz: Camera Austria, 2003).

46 E.C Moore, »The Social Value of the Saloon«, in: *The American Journal of Sociology* 3 (1897), S. 1–12, insbes. S. 4.

transforms the individuals into a *socius* where there is no other transforming power«. ⁴⁷ In den Arbeiterquartieren Chicagos der damaligen Zeit gab es demnach offenbar nur eine andere ähnliche Institution, die Kirche, die aber weniger gesellschaftlichen denn transzendentalen Bedürfnissen nachkam. Der Saloon bot, so die Argumentation Moores, die einzige Möglichkeit jenseits der Familie zum Austausch, zur Verköstigung, zur Bildung, zur Zerstreuung. Indem der Saloon damit eine genuin gesellschaftliche Funktion einnehme und sich dort selbst der Alkohol in seiner medizinisch nachgewiesenen vergesellschaftenden Funktion (wenigstens bei maßvollem Genuss) positiv auswirke, sei die Kritik an dem Wert dieser Institution letztlich überflüssig. Denn nur eine andere Gesellschaft mit anderen Möglichkeiten der Vergesellschaftung für die arbeitende Klasse würde den Saloon gleichsam von selbst obsolet werden lassen. Diese vergesellschaftende Funktion kann keineswegs in einem luftleeren Raum des Sozialen oder über isoliert begriffene Kommunikationsakte stattfinden – darin ist der Text in soziologischer Hinsicht verblüffend aktuell – sondern die Vergesellschaftungsprozesse bleiben selbst auf einen Ort und materielle Objekte angewiesen: auf den Saloon als konkreten Raum, auf Tische und Stühle, Getränke, Spieltische, die insgesamt und mit den Besuchern eine soziale Figuration bilden. Deshalb verkörpert der Saloon nicht nur einen Ausdruck der Vergesellschaftung, er ist vielmehr deren Verkörperung.

Wie kommt nun aber der Artikel dazu, diese positiven Funktionen des Saloons zu plausibilisieren? Zunächst bedienten sich die Forschenden oder der Forscher einer Art frühen Form der Ethnografie, die als »laboratory study« bezeichnet wurde, ohne dass es sich um eine systematische Studie handelte: »It is merely a statement of impressions gathered in the course of the investigation«. ⁴⁸ Die gesellschaftliche Wirklichkeit wird also selbst als Labor wahrgenommen. Zudem zitiert der Artikel verschiedene medizinische Studien, teils aus *Nature*, über die Funktion und Wirkung von Alkohol. Fragebögen und Interviews, mit den Besuchern und Angestellten fehlen ebenso wie systematische Beobachtungsskizzen. In diesem Sinne kommt der Fotografie eine entscheidende Bedeutung zu, ganz im Sinne eines präsentativen Symbols. Der Artikel zeigt selbst sechs Foto-

⁴⁷ Moore, »The Social Value«, a. a. O. (Anm. 45), S. 4.

⁴⁸ Moore, »The Social Value«, a. a. O. (Anm. 46), S. 2.

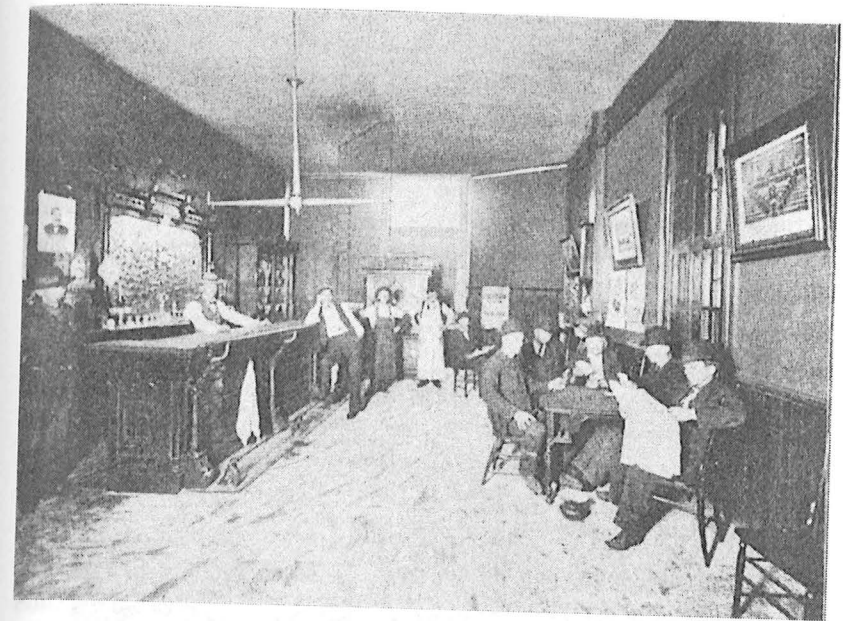


Abb. 1: *The Social Value of the Saloon*. AJS, 1897, Fig. 2.

grafien. Sie sind mit »Figure« eins bis sechs beschriftet, aber ein direkter textueller Bezug zu den Fotografien existiert nicht. Die Fotografien »verankern« den Diskurs in einem sichtbaren gesellschaftlichen Raum: Seht, hier findet das statt, wovon geschrieben steht. Sie bezeugen damit den Blick des Forschers in der Welt, die er untersucht, schreiben den Forscher selbst in die Welt ein – ein Umstand, der dadurch verstärkt wird, dass viele der Personen direkt in die Kamera, auf den Forscher blicken. Aber auf welche Weise erfährt die These des vergesellschaftenden Charakters des Saloons über die visuelle Evidenz selbst eine Plausibilisierung? Es werden, wie in der Sozialfotografie sonst durchaus üblich, keine einzelne Figuren kontextlos porträtiert, in alleiniger Interaktion mit der Kamera vor leerem Hintergrund, sondern die Fotografien zeigen Figurengruppen, die nicht ausschließlich posieren, sondern in ihrer Tätigkeit im Saloon beobachtet werden, so beim Billardspiel. Die Fotografien synthetisieren Figurationen der sozialen Wirklichkeit. ⁴⁹ Die Bedeutung der sozialen Figuration, als

⁴⁹ Vgl. zum Figurationskonzept: Norbert Elias, *Was ist Soziologie?* (Weinheim & München: Juventa, 1976).

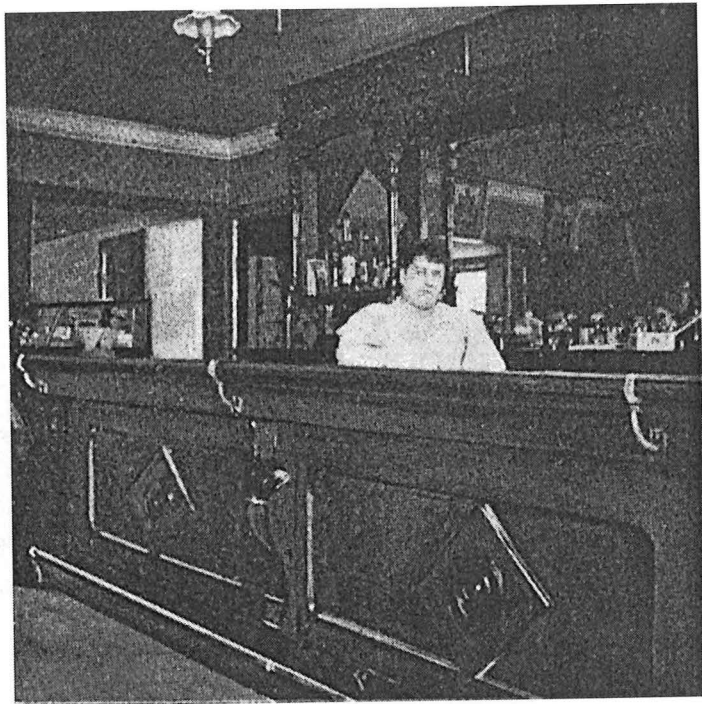


Abb. 2: Der Saloonkeeper, hier eine Dame. *The Social Value of the Saloon*. AJS, 1897, Fig. 4.

konkrete Präsenz im Raum von Individuum, wird in einer dialektischen Wendung dadurch unterstrichen, dass das letzte Bild den Saloon leer zeigt, die Stühle sind zusammengestellt, aufgetürmt, der Saloon wirkt verlassen, man riecht den abgestanden Rauch förmlich, und diese Leere lässt gerade das Kollektiv der Barbesucher noch einmal imaginativ hervortreten.

Die einzige Person, die isoliert, klassisch porträtiert wird, ist der »Saloonkeeper« hinter seiner Bartheke. Aber dieser Rolle oder Institution kommt eine andere Bedeutung zu als den Besuchern. Der Saloonkeeper figuriert als Katalysator der Vergesellschaftung selbst, er hört die »besten Geschichten«, ist Wissenszentrum des lokalen Geschehens, schenkt Getränke aus. Indem er jeden gleich behandelt, bildet er das demokratisch-utopische Element einer sonst nicht sehr demokratischen Ordnung: »The saloonkeeper is the only man who keeps open house in

the ward [...] In fact his democracy is one element of his strength.«⁵⁰ Dahingehend ist er, als fotografiertes Mensch, den es genau so nur einmal gibt, immer auch singulär in der gesellschaftlichen Ordnung, die für ihn Arbeit bedeutet, er bringt das Individuelle mit dem Gesellschaftlichen sichtbar zusammen, wie der Saloon selbst: er ist Institution und persönliche Singularität in einem. Diese Fotografien vermögen die Gesellschaft als eine einzigartige Sichtbarkeit aber gleichzeitig als das Konkrete transzendierende Institution hervorbringen, in ihrer Spezifität als stattfindende Wirklichkeit in einem Arbeiterquartier Chicagos der Jahrhundertwende wie auch als Dokument gesellschaftlicher Verhältnisse. Diese Verschränkung von Singulärem mit dem Allgemeinen im Konkreten dieses Saloons bildet einen Aspekt des gesellschaftlich Wirklichen, der nur gezeigt und nicht gesagt werden kann.

Über die Jahre hinweg verschwanden die Fotografien wieder aus dem *American Journal of Sociology*, ohne dass eine kritische Auseinandersetzung mit ihrem Gebrauch stattgefunden hätte; die Fotografien waren einfach nicht mehr da. Äußere Umstände könnten hierzu beigetragen haben, beispielsweise, dass die Popularisierung der Fotografie in den USA schnell voranschritt, gerade über Allianzen wie jene von *National Geographic* mit der neuen entstehenden Fotografie-Industrie (Kodak). Dadurch mag die Fotografie der sozialen Welt vielleicht an Unterscheidungsvermögen, an Exklusivität als Kennwert einer wissenschaftlichen Untersuchung verloren haben.⁵¹ Der ikonoklastische Prozess des Entfernens der Fotografie aus dem sich etablierenden wissenschaftlichen Diskurs lässt sich aber auch verstehen, wenn die Texte, die Fotografien enthalten, als Gesamtes gesehen werden. Die Fotografien bilden gleichsam einen visuellen Paralleldiskurs, der das unvollständig Gesagte noch einmal darlegt, ohne dass das Gesagte im Sichtbaren aufginge. Der Text wiederum schreibt sich nur indirekt in einen wissenschaftlichen Diskurs ein, obwohl er eine klar identifizierbare These enthält. Der Artikel zum Saloon-Problem

50 Moore, »The Social Value«, a. a. O. (Anm. 46), S. 7f.

51 Robert J. Gordon, »Captured on Film: Bushmen and the Claptrap of Performative Primitives«, in: *Images and Empires. Visuality in Colonial and Postcolonial Africa*, hrsg. von Paul S. Landau & Deborah D. Kaspin (Berkeley CA, Los Angeles CA & London: University of California Press, 2002), S. 212–232, insbes. S. 216; Howard S. Abramson, *National Geographic. Behind America's Lens on the World* (New York, NY: Crown Publishers, 1987).

etwa verwendet keinen spezifischen Begriffsapparat, keine vorhergehende Forschung, auf die Bezug genommen wird, keine standardisierte Methode oder andere Forschungen, auf die referenziert wird. Der Text steht im Feld der soziologischen Diskussion für sich selbst, aber verbindet sich über die Fotografie mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit.⁵²

Mit der Etablierung eines soziologischen Diskurses, der verschiedene Forschungen vernetzt, stellte sich jedoch die Frage, inwiefern sich Fotografien diskursivieren lassen. Es gibt, folgen wir Barthes, stets Momente, Blickwinkel, Sichtbarkeiten, die das unterlaufen, was gezeigt, als Aussage der Fotografie definiert werden kann. Die Fotografie, als »präsentative Form«, lässt sich nicht stabil versprachlichen (wie anderes Material der Sozialforschung), ebenso wenig wie sich eine Fotografie in eine andere übersetzen lässt. Obwohl die Fotografie ein Dispositiv von Anordnungen und Sehweisen verkörpert, damit gesellschaftliches Wissen dokumentiert,⁵³ unterläuft der Blick auf die Fotografie dieses Dispositiv auch immer. Bezüglich der oben genannten Darstellung der sozialen Vergesellschaftung im Saloon tritt bei näherem Betrachten der Aufnahme unversehens eine Figur hervor, die irgendwie nicht zu dieser These passt. Inwiefern fügt sich hier der einsam stehende, kaum sichtbare Mann mit Hut am linken Rand der Abbildung 1, unter dem Gemälde, dieser Anordnung? Er scheint schon lange dort zu stehen, ohne sich um irgendwen zu kümmern. Weshalb steht er an diesem Ort, was betrachtet

52 Zu den äußeren Umständen könnte auch die Tatsache gehören, dass die Fotografie in den USA der Jahrhundertwende eher in der Dokumentation verwendet denn als künstlerisches Experiment eingesetzt wurde: Beaumont Newhall, *Geschichte der Photographie. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser* (München: Schirmer/Mosel, 1998). Zudem war die amerikanische Öffentlichkeit den bildhaften Darstellungen, wie der Werbung, per se zugeneigt, angesichts der ethnisch und linguistisch fragmentierten Diskurse. Vgl. Susan Strasser, *Satisfaction Guaranteed. The Making of the American Mass Market* (New York NY: Pantheon Books, 1989).

53 Die Fotografie stellt dahingehend auch ein Paradigma des Wiss-, respektive Sehbar dar, erzeugt also im gewissen Sinne diese Wirklichkeit mit. Vgl. etwa Jonathan Crary, »Die Modernisierung des Sehens«, in: *Paradigma Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, hrsg. von Herta Wolf (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002), S. 67–81. In diesem Sinne wird die Fotografie in der normalwissenschaftlichen Soziologie noch am ehesten gebraucht, nämlich als fremderzeugte Dokumente, während sie sich als ein direktes Forschungsmittel, im Gegensatz zur Ethnologie, nicht habe etablieren können. Dies behebt die grundlegenden Fragen der Fotografie jedoch nicht.

er, den Kopf geneigt, so konzentriert im scheinbar Leeren? Mit einem leicht ironischen Blick auf diese Fotografie ließe sich fragen: ist er nun »socius« geworden oder ist er nicht vielmehr jener, der der These des Artikels gerade nicht recht gibt?⁵⁴

Die Fotografien bleiben Singularitäten, so Barthes, und in diesem Sinne lassen sie sich auch nie vollumfänglich als »Dokumente« eines anderen, einer »Gesellschaft« schlechthin verstehen, sie sind stets *auch* Ereignisse, die in ihrer Einzigartigkeit sich auf nichts Weiteres zurückführen lassen. Es bräuchte, um sie zu verstehen, so Barthes, nicht eine *mathesis universalis*, der sich die amerikanische empirische Soziologie mit der Übernahme statistischer Methoden alsbald zuwendet, sondern eine *mathesis singularis*, die selbstverständlich nicht existiert; es bleibt im Gebrauch der Fotografie ein »konventioneller Widerstreit zwischen Subjektivität und Wissenschaftlichkeit«, innerhalb dessen sich die Fotografie als Aussagensystem nicht stabilisieren kann. Dies bedeutet keineswegs, folgen wir Langer, dass sie in irgendeiner Weise weniger oder weniger rationales Wissen berge als eine diskursive Ausführung, als eine exakte soziografische Vermessung des Saloons. Indes, ungeachtet ihrer gesellschaftlichen Bedeutung als Modus der Repräsentation und auch Reproduktion von Gesellschaft fällt sie so ohne großes Getöse aus dem inneren Kreis des Wissenschaftlichen.

Der ikonoklastische Reflex, die Fotografie im Zentrum des wissenschaftlichen Diskurses nicht mehr zu berücksichtigen, kommt damit ganz und gar einer »negativen Heuristik« gleich. Fotografien als Erscheinungen singulärer Evidenz, als Ort des subjektiven Blicks, die nie in einer allge-

54 Exemplarisch schrieb Barthes über eine soziologische Betrachtung der Fotografie: »Ich sah immer nur den Referenten, den ersehnten Gegenstand, die geliebte Gestalt; doch eine lästige Stimme (die Stimme der Wissenschaft) sagte mir dann in strengem Ton: ›Kehr zur Photographie zurück. Was du hier siehst und was dich leiden macht, fällt unter die Kategorie ›Amateurphotographie‹, die ein Soziologenteam behandelt hat: es belegt nichts anderes als das soziale Protokoll einer Integration, das den Zweck hat, die Institution der Familie zu stabilisieren, und so weiter.« Dennoch blieb ich hartnäckig: eine andere, stärkere Stimme trieb mich, den soziologischen Kommentar zu leugnen; bestimmten Photographien gegenüber wollte ich mich unbefangen, unkultiviert geben. So stand ich da und wagte es nicht, die unzähligen Photographien der Welt auf einen Nenner zu bringen, sowenig ich wagte, von ein paar der meinigen auf die gesamte Photographie zu schließen: mit einem Wort, ich befand mich in einer Sackgasse und, wenn man so sagen kann, ›auf dem wissenschaftlichem Feld‹ allein und mit leeren Händen.« Barthes, *Die helle Kammer*, a. a. O. (Anm. 38), S. 15f.

meinen Ordnung oder Funktion aufzugehen vermögen, stellen Gegen-evidenzen zu der These einer diskursivierbaren oder mathematisierbaren gesellschaftlicher Ordnung dar. Über eine negative Heuristik wendet sich der Blick der sich etablierenden Soziologie zusehends von der Fotografie ab, hin auf das Dispositiv der großen Zahl und der Ordnung der Wahrscheinlichkeit, die sich nicht vom Einzelnen infizieren lässt.⁵⁵

Dieser Prozess einer negativen Heuristik gegenüber der singulären Evidenz der Gesellschaft und die damit verbundene »Entbildlichkeit« ist keineswegs auf die Fotografie beschränkt, sie durchzieht eigentlich die Geschichte des normalwissenschaftlichen Kerns der Soziologie im 20. Jahrhundert. Noch in den dreißiger Jahren zeigte sich auch in den etablierten Zeitschriften eine viel größere methodische und formtechnische Vielfalt.⁵⁶ Als die Chicago School prosperierte, um ein weiteres Beispiel zu nennen, fanden sich im *American Journal of Sociology* viele Karten, nicht nur statistischer, sondern unterschiedlichster Art, teils von Hand gezeichnet, die den Ort gesellschaftlichen Geschehens in abstrakte Darstellungen fassten, die aber immer auch das konkret Wirkliche meinten. Für Robert E. Park, einen der maßgeblichen Exponenten der Chicagoer School, konnte Gesellschaft noch angesichts ihrer singulären Erscheinungen »visualisiert« werden »[...] as like as a table, which was only a complex of atoms in motion«.⁵⁷ Im Sinne einer Aufräumarbeit verschwindet die Dokumentation des Forschungsprozesses in den Artikeln zusehends,⁵⁸ um der Präsentation von Ergebnissen Platz zu machen. Entsprechend ist

55 Vgl. zum Konstruktionsaspekt statistischer Evidenzen exemplarisch: Alain Desrosières, »How to Make Things Which Hold Together: Social Science, Statistics and the State«, in: *Discourses on Society, Volume XV*, hrsg. von Peter Wagner, Björn Wittrock & Richard Whitley (Dordrecht: Kluwer, 1990), S. 195–218; Alain Desrosières, *Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise* (Berlin: Springer, 2005), S. 434.

56 Vgl. zu dieser Beobachtung: Steinmetz, »Scientific Authority«, a. a. O. (Anm. 12), S. 29.

57 Rolf Lindner, *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990), S. 88.

58 Ich danke den Herausgebern für diesen Hinweis. Interessanterweise hat die Schule um Pierre Bourdieu mit der Zeitschrift *Actes de la Recherche en Science Sociale* gerade wieder der Dokumentation des Forschungsprozesses gewidmet, entsprechend zahlreich sind präsentative Formen wie Fotografien, Skizzen, Zeichnungen, und wohl gerade dadurch wird auch internationale Aufmerksamkeit erregt.

das ethnografische Skizzieren und Kartieren bald nicht mehr zu finden, während rein statische Darstellungen die Oberhand gewannen, auch in einer höchst reduzierten Form: einerseits als Kurven- oder in den siebziger und achtziger Jahren als Pfeildiagramm, andererseits als zweidimensionale Zifferntabelle (die Verfahren der Häufigkeitsauszählungen, Chi-Quadrat-Analysen bis zur logistischen Regression beherbergte). Doch auch angesichts der digitalen, mathematischen Erfassung der Gesellschaft und der dadurch ermöglichten Bildlichkeit blieb die Neigung zum Ikonoklasmos bestehen. Ein aktuelles Beispiel, die Integration der Netzwerkanalyse, zeigt erneut die ikonoklastische Tendenz im Kern der normalwissenschaftlichen Soziologie. Dass es um die Bildlichkeit schlechthin geht, signalisiert gerade dieses Beispiel, denn im Gegensatz zu der Fotografie beziehen sich Netzwerkanalysen nicht auf soziale, sondern auf mathematische Räume.

4. Soziologischer Ikonoklasmos und die Netzwerkanalyse

Ihren Ausgangspunkt fand die Netzwerkanalyse durchaus in den Sozialwissenschaften. Sie trug den Namen »Soziometrie« – ein Verfahren zur Eruierung von Beziehungen in Kleingruppen. Das diesbezügliche paradigmatische Werk entstammt der Feder des amerikanischen Psychiaters Jakob L. Moreno.⁵⁹ Er hat das Verfahren zu Beginn der dreißiger Jahre in einem Buch mit dem Titel »Who shall survive? A new approach to the problem of human interrelations« eingeführt.⁶⁰ Der Psychiater hoffte über die Kleingruppenforschung eine Synthese von wissenschaftlicher Gestaltbarkeit der Gesellschaft und Soziologie zu erreichen. So galt es, die Struktur der Interaktionen bei einer überschaubaren Menge von In-

59 Vgl. hierzu: Linton C. Freeman, »Visualizing Social Networks«, in: *Journal of Social Structure* 1 (2000). URL: <http://www.cmu.edu/joss/content/articles/volume1/Freeman.html>.

60 Jakob L. Moreno & Helen H. Jennings, *Who Shall Survive? A New Approach to the Problem of Human Interrelations* (Washington, D.C.: Nervous and Mental Disease Publishing, 1934). Vgl. zur Idee der Visualisierung in dieser Technik: Katja Mayer, »Who Shall Survive? Die sozialen Netzwerke des Jakob L. Moreno«, in: *Bildwelten des Wissens* 5 (2007), S. 51–56.

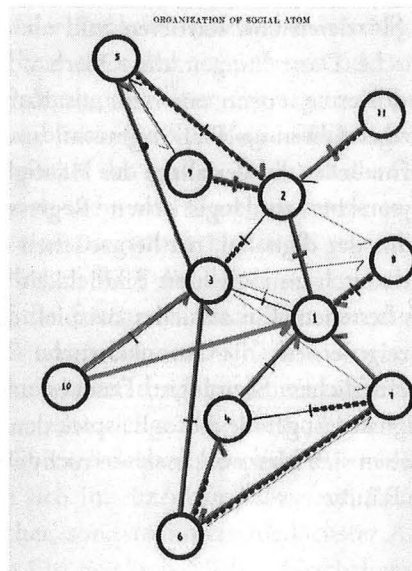


Abb. 3: Moreno, Jacob L. *Who Shall Survive? Foundations of Sociometry, Group Psychotherapy and Sociodrama.* (Beacon House NY: Beacon House Inc, 1954), S. 301 und 307.

dividuen nachzuzeichnen, im eigentlichen Sinne des Wortes grafisch zu begreifen. Grafisches Nachzeichnen bildete zunächst die primäre Untersuchungsmethode. Beispielsweise zeichnete Moreno in seiner Forschung über die Evolution von Gruppen die Darstellung der Netzwerkstruktur gleich selbst, wobei es sich im vorliegenden Beispiel (siehe Abbildung 3) um die Figuration und empirische Nachzeichnung des »sozialen Atoms« handelt, das schon bei Parks erschien, und das hier der Netzwerkanalyse einer amerikanischen Community dient.

Es lässt sich unmittelbar erkennen, dass schon bei einer nur sehr kleinen Gruppe die Komplexität der Beziehungen sehr schnell exponentiell wächst und Anforderungen an die Imagination und das räumliche Gestaltungsvermögen des Zeichners stellt, die Beziehungen zweidimensional abzubilden. Der Umgang mit der Komplexität erzeugte neue Formen, die wieder verschwanden, wie der Versuch des amerikanischen Soziologen F. Stuart Chapin zeigt, der Ende der vierziger Jahre mit seiner Untersuchung

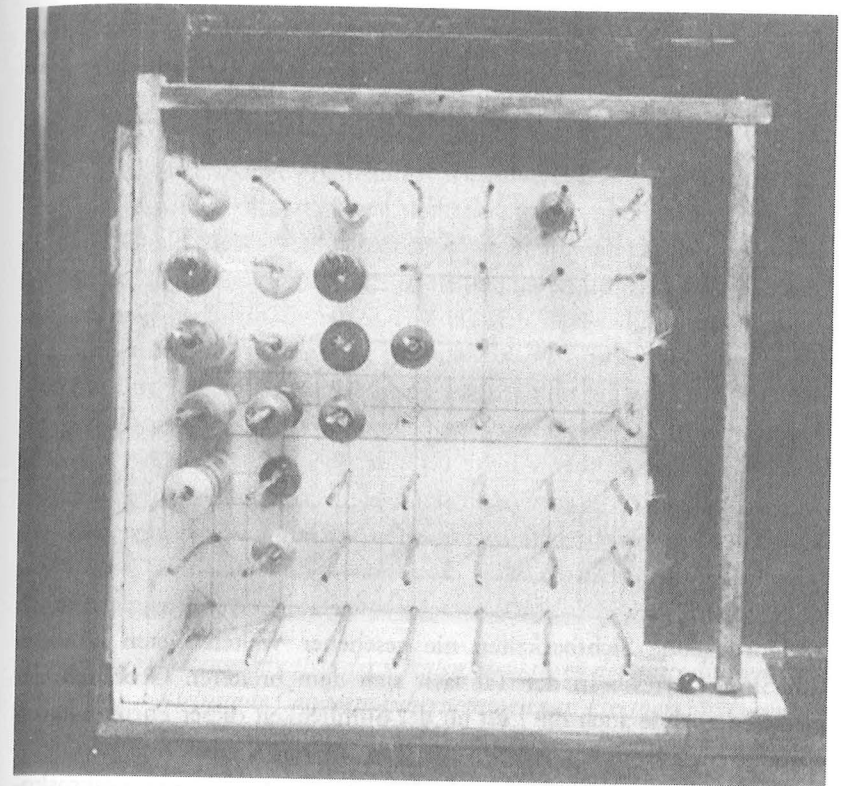


Abb. 4: Chapins Netzwerkanalyse als Bastelarbeit im *American Journal of Sociology*.

das Beziehungsnetzwerk einer kleinen Stadt erfasste.⁶¹ Die Interaktionsstruktur erfasste Chopin zunächst als Tabelle, doch er griff dann zum Bastelwerkzeug, um sie dreidimensional zu modellieren, um sie so in ihrer Vielfalt zu studieren. Es entstand eine Art von Guckkasten mit hängenden Sternen aus Karton und Holz, mittels derer sich die Verbindungen der Netzwerkstruktur betrachten ließen.

Freilich, die Hindernisse in der wissenschaftlichen Kommunikation solcher Modelle blieben lange Zeit unüberbrückbar; die Netzwerkanalyse bildete ein etabliertes, aber eher marginales Gebiet der Statistik.

⁶¹ F. Stuart Chapin, »Sociometric Stars as Isolates«, in: *American Journal of Sociology* 56 (1950), S. 263–267.

Erst das Einsetzen von Computern ermöglichte eine Form der Sichtbarmachung von Netzwerken; es bedeutete einen Quantensprung in den Möglichkeiten, die komplexen Strukturen überhaupt darzustellen, wie hier beispielsweise das Beziehungsnetzwerk der australischen Stadt Canberra. Die computertechnisch unterstützte Netzwerkanalyse liefert eine ganz neue Form der Sichtbarkeit gesellschaftlicher Strukturen, die sich nicht mehr an das alltägliche Sehen anlehnt, sondern Neues zeigt, sie liefert in gewissem Sinne eine analoge Bildlichkeit aus digitalen Daten. Zusätzlich multiplizierten sich die Menge der »natürlichen Daten« über die informationstechnische Revolution, Daten also, die nicht mühselig erst erhoben und in numerische Form gebracht werden müssen. Sie ermöglichen in immer weiteren Bereichen Netzwerkanalysen. Außerdem bestehen zusehends theoretische Gründe, Gesellschaft als Netzwerk zu begreifen; »Netzwerk« entwickelt sich vielerorts zu einer neuen zentralen Metapher, um Gesellschaft zu begreifen.⁶² Damit wären eigentlich die Voraussetzungen gegeben, dass diese neuen Bilder sich als genuin soziologische Sichtweise auf die Gesellschaft etablieren und zugleich auch beeindruckende Sichtbarkeiten nie gesehener Welten bieten könnten (im Sinne Serres'). In der Tat lässt sich dem breiteren Gebrauch der Netzwerkanalyse auch die Lust an der Sinnlichkeit dieser Formen kaum absprechen.⁶³

Entgegen den spektakulären Bildern von Rasterelektronenmikroskopen, Hirnscans oder fernen Galaxien in den verschiedenen Wissenschaften vermag sich diese spektakuläre Bildwelt der Netzwerke freilich in der normalwissenschaftlichen Soziologie nicht zu etablieren. Als wiederhole sich in den etablierten amerikanischen soziologischen Zeitschriften ASJ und ASR der ikonoklastische Gestus, werden Bilder der »Netzwerkgesellschaft«,⁶⁴ welche neue Informationstechnologien liefern könnten, nicht gezeigt. Im Wesentlichen gelangen dieselben Darstellungsformen wie zur Zeit der siebziger und achtziger Jahre zur Anwendung, als die Netz-

62 Einen Überblick, auf welche Weise die Netzwerkidee in verschiedene Wissensgebiete emergierte, bietet: Christian Stegbauer (Hrsg.), *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften* (Wiesbaden: VS Verlag, 2010).

63 Die neuen Möglichkeiten, Beziehungsnetzwerke zu visualisieren, zeigt beispielsweise das Webprojekt FAS.research (Understanding Networks). Der zugehörige Webseitenname lautet: <http://www.fas.at>.

64 Manuel Castells, *The rise of the network society* (Oxford: Blackwell Publishers, 2001).

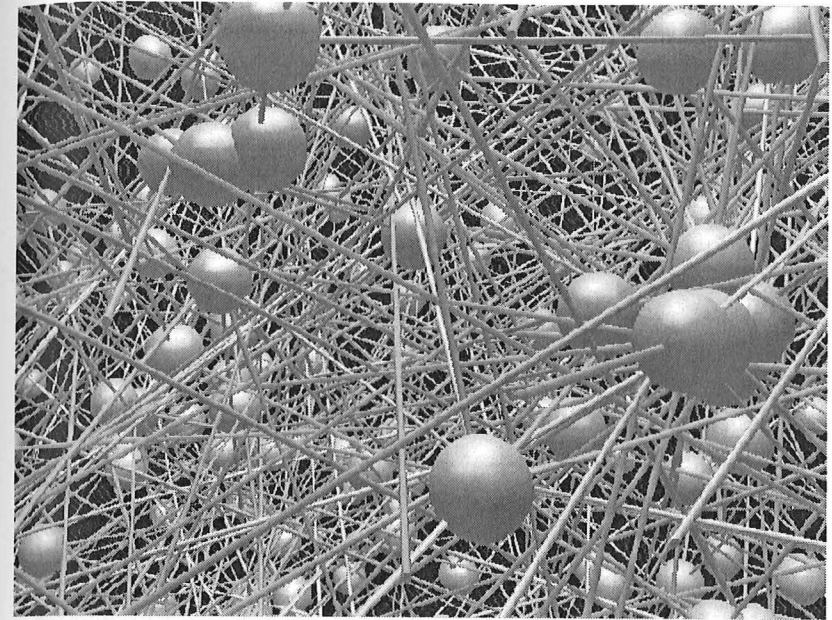


Abb. 5: Netzwerkanalyse der sozialen Strukturen der australischen Kleinstadt Canberra (übernommen von Freeman, vgl. Anmerkung 59).

werkanalyse ein zwar etabliertes, aber nicht sehr populäres statistisches Verfahren darstellte.⁶⁵ Sie präsentieren vornehmlich die aus den Analysen hervorgehenden statistischen Kennwerte. Bilddbasierte Formen der Netzwerkanalysen kommen nur marginal vor, treten mehr und mehr hinter der tabellarischen Auflistung der Kennwerte von Netzwerken wieder zurück. Als typisch für diese Art der Publikation lässt sich ein Artikel zu *Social Networks and Family Change in Japan* bezeichnen.⁶⁶ Er enthält die gewohnten Tabellen zur Modellierung des Sozialen. Angesichts des Untersuchungsgegenstandes könnte in diesem Fall immerhin eingewen-

65 Eines der in den Sozialwissenschaften seit Jahrzehnten gebräuchlichen statistischen Computer-Programme ist das von Analytic Technologies herausgegebene Software-Paket UCINET. Es ist besonders hinsichtlich der statistischen Auswertung der Netzwerke wertvoll, liefert aber nur rudimentär Visualisierungen.

66 Ronal R. Rindfuss et al., »Social Networks and Family Change in Japan«, in: *American Sociological Review* 69 (2004), S. 838–861.

Cases

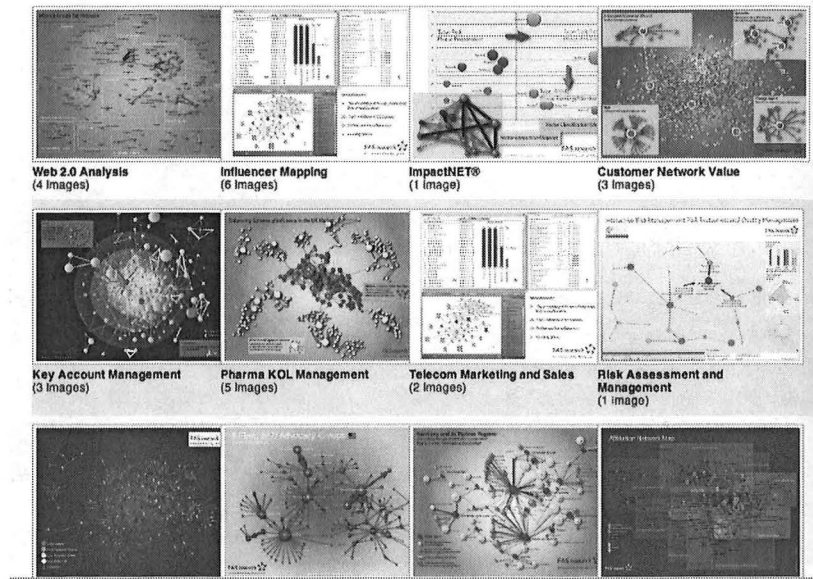


Abb. 6: Aktuelle Angebote für kommerziell erstellte Netzwerkanalysen (www.fas.at).

det werden, dass es sich um einen klassischen soziologischen Gegenstand handle, der mittels bewährter Mittel beschrieben werde. Anders hingegen ein weiteres Beispiel aus dem *American Journal of Sociology*, das den Titel *The Global Rise of Democracy: A Network Account* trägt.⁶⁷ Es tangiert den neueren Diskurs der Netzwerkgesellschaft durchaus. Umso bezeichnender ist es, dass auch hier die Form der tabellarischen Auflistung statistischer Kennwerte und der Kurvendiagramme angewandt wird, um sie darzustellen. Die Suche nach der oben gezeigten spektakulären Bildlichkeit der Netzwerkanalyse in diesen Zeitschriften bleibt erfolglos. Allenfalls finden sich einige Residuen von Morenos Bildern, wie in einem Artikel zu *Structural Folds: Generative Disruption in Overlapping Groups*.⁶⁸

67 Thor Torfason & Paul Ingram, »The Global Rise of Democracy: A Network Account«, in: *American Sociological Review* 75 (2010), S. 355–377.

68 Balázs Vedres & David Stark, »Structural Folds: Generative Disruption in Overlapping Groups«, in: *American Journal of Sociology* 115 (2010), S. 1150–1190.

Ansonsten gelangt in diesen Journals bei der Analyse von Netzwerken die übliche Form der Darstellung sozialer Realitäten zur Anwendung – die Tabelle: eine Ordnung von kargen Ziffern jenseits jeglicher bildlicher Repräsentation; in Zeilen angeordnete Quotienten, oft erschlossen durch altbekannte Verfahren wie die logistische Regression.⁶⁹

Angesichts der Tatsache, dass die Forschenden selbst mit den neuen, sicher teils spektakulär zu nennenden Bildern von Netzwerken in der Öffentlichkeit konfrontiert sind, darf diese Darstellung füglich auch als ikonoklastischer Reflex bezeichnet werden, mittels dessen die ikonografische und symbolische Ordnung des Kerns der Wissenschaft aufrechterhalten wird. Das mögliche Argument zur Begründung der Kargheit der Formen, dass die statistischen Zugänge, die in der empirischen Soziologie dominant wurden, nicht einen solchen Formenreichtum zulassen wie andere bildgebende Verfahren der Naturwissenschaften, ist mit dem Schicksal der Netzwerkanalyse dahin. Weshalb also die symbolisch spärliche Form der Darstellung von Gesellschaft, von Schrift bis zu wenigen Diagrammen, die andere Repräsentationsformen mehrheitlich scheut? Es wird zunächst deutlich, dass die materialen Formen einer Wissenschaft sich nicht auf isolierte Bestandteile (wie der Bilder und der visuellen Kultur) reduzieren lassen, sondern relational betrachtet werden müssen. Bei genauerer Anschauung der Netzwerkbilder, etwa der Darstellung von Canberra oben, stellen sich Fragen an die Diskursivierbarkeit dieser präsentativen Formen. Welches soziologisch Sagbare, über die Beschreibung des konkret vorliegenden Netzwerkes hinaus, ermöglichen diese Sichtbarkeiten?

Was genau, welche Regelmäßigkeit zeigt eine solche Darstellung über die soziale Struktur in Canberra, außer, dass die Beziehungen komplex sind? Ließe sich überhaupt eine Differenz zur Darstellung anderer Städte derselben Größenordnung ziehen, zu anderen Formationen derselben Ordnung? Oder handelt es sich um ein Bild des konkreten Canberra, das sich nicht wiederholen lässt, also wie die Fotografie selbst ein in gewissem Masse singuläres Ereignis darstellt, abhängig von computertechnischen Faktoren (Software, Rechnerleistung) und den konkreten aktuellen Ver-

69 Thor Torfason, & Paul Ingram, »The Global Rise of Democracy: A Network Account«, in: *American Sociological Review*, 75 (2010), S. 355–377; Ronald R. Rindfuss, Mina Kim Choe, Larry L. Bumpass & Noriko O. Tsuya, »Social Networks and Family Change in Japan«, in: *American Sociological Review* 69 (2004) S. 838–861.

flechtungen, das verallgemeinernde Aussagen über die erkannte Ordnung erschwert? Die Soziologie besitzt bislang keine Möglichkeit, in diesen komplexen Strukturen verallgemeinerbare Formen zu sehen, sie hat Figuren allenfalls in sogenannten Soziogrammen der Kleingruppenforschung erkannt, aber nicht angesichts komplexer Strukturen. Sobald die Digitalität der Informationen in ein analoges Bild umschlägt, steigen die Chancen, dass die entsprechenden Bilder aus dem inneren Kern der soziologischen Wissenschaft entfernt oder durch statistische Beschreibungen ersetzt werden, die sich in den soziologischen Diskurs übersetzen lassen. Es zeigt sich erneut, auf welche Weise der soziologische Ikonoklasmus dazu dient, den inneren Kern der normalwissenschaftlichen Soziologie über eine »negative Heuristik« zu schützen.

5. Bilder als »Schutzwall« soziologischer Wissenschaftlichkeit

Das für die soziologische Wissenschaft generische Moment des ikonoklastischen Gestus wird dadurch unterstrichen, dass die Soziologie keineswegs auf Bilder verzichtet, sondern diese vielmehr gezielt im äußeren Bereich der Wissenschaft einsetzt, um die Kommunikation mit der Gesellschaft zu sichern. Dadurch verstärkt sich aber paradoxerweise im inneren Kern die ikonoklastische Tendenz, mit der Gefahr des Rückzugs der normalwissenschaftlichen Soziologie auf ein vielleicht immer präziseres, aber auch immer schmaleres Wissen. Lakatos' Differenzierung von Forschungsprogrammen zwischen einem inneren Kern und einem Schutzgürtel, der die Stabilität des inneren Kerns zu wahren hilft, ist in Hinblick auf die Konkurrenz verschiedener Paradigmen und Forschungsprogramme untereinander entwickelt worden. Aber seine Differenzierung lässt sich auf die Auseinandersetzung zwischen wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen anwenden.⁷⁰ Wie eingangs dargelegt wurde, hat die Soziologie kein Monopol auf die Beschreibung ihres Objekts: es beschreibt sich in einem fort selbst. Jahrzehnte später formuliert

⁷⁰ Thomas F. Gieryn, »Boundary Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists«, in: *American Sociological Review*, 48 (1983), S. 781–795.

dies Niklas Luhmann so: »Für unser Thema [der Selbstbeschreibung der Gesellschaft] ist nur wichtig, dass auch die Soziologie nicht den Standpunkt eines externen Beobachters und Beschreibers einnehmen kann [...], sondern dass sie mit anderen, laufend benutzten Weisen der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung konkurriert.«⁷¹ Dieser Umstand bedeutet aber nicht nur, dass das Verhältnis von Soziologie und Gesellschaft nur über Konkurrenz, über Abschließung definiert ist. Vielmehr bedarf die Legitimation der Soziologie selbst auch der Anschlussfähigkeit ihres Wissens an die gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen, die Begründungen, dass sie überhaupt über dasselbe sichtbare, sinnliche Objekt forscht. So sind auch in der Soziologie die vielfältigen Formen des *Telling about society* keineswegs verschwunden. Sie siedeln sich aber in einem äußeren Bereich der Wissenschaften an, an den Grenzen der Disziplin, mittels derer die Wissenschaft selbst mit der Gesellschaft kommuniziert. Dieser Bereich lässt sich als ein Schutzgürtel bezeichnen, der einerseits die gesellschaftliche Legitimation der Soziologie sichert und andererseits ihre spezifische Form der wissenschaftlichen Darstellung aufrecht erhält. Die Bilder erhalten ihre Funktion in der Popularisierung soziologischen Wissens. Nicht zuletzt seit Otto Neuraths Bildpädagogik⁷² finden sich ästhetisch aufwändig gestaltete statistische Informationen in vielen Ausstellungen, Schautafeln, Informationsbroschüren, in Museen und statistischen Berichten zuhänden der Öffentlichkeit. Für die Menschen in der heutigen Gesellschaft entsteht infolgedessen ein »Statistical Lebensgefühl«,⁷³ wie Gerd Gigenzer die alltagsweltliche Prominenz der hauptsächlichsten Formen soziologischer Normalwissenschaft in Worte

⁷¹ Niklas Luhmann, »Die Selbstbeschreibung der Gesellschaft und die Soziologie«, in: *Universität als Milieu*, hrsg. von Niklas Luhmann (Bielefeld: Haux, 1992), S. 137–146, insbes. S. 140.

⁷² Otto Neurath, *Gesammelte bildpädagogische Schriften* (Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 1991).

⁷³ Lutz Raphael, der diese These in die Diskussion einbrachte, verstand unter Verwissenschaftlichung »die dauerhafte Präsenz humanwissenschaftlicher Experten, ihrer Argumente und Forschungsergebnisse in Verwaltungen und Betrieben, in Parteien und Parlamenten, bis hin zu den alltäglichen Sinnwelten sozialer Gruppen, Klassen oder Milieus.« Sozialwissenschaftliches Wissen ist »tief in die Lebenswelten« eingesickert. Vgl. Lutz Raphael, »Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), S. 165–193, insbes. S. 166.

fasste.⁷⁴ Auch die Fotografie hat ihren strategischen Ort in der Popularisierung der Wissenschaft behalten. Sie gelangt in vielen Lehrbüchern der Soziologie zur Verwendung, den Interessierten versichernd, dass bei aller semantischer und mathematischer Abstraktion immer noch über jene soziale Welt berichtet wird, der sie angehören. Als schon beinahe emblematisch erweist sich das abstrakte, oft statistische Diagramm, das über eine Menschenmenge auf dem Buchdeckel von statistischen Berichten montiert ist:⁷⁵ Die strenge symbolische Form der Soziologie wird gleichsam mit der unmittelbaren Sichtbarkeit der Gesellschaft überblendet; der Blick des gesellschaftlichen Individuums auf die Gesellschaft selbst und der Blick der Soziologie auf die Gesellschaft erscheinen versöhnt.

Diese populären Formen, Wissen zu vermitteln, lassen sich als Einwand gegen das (reale oder imaginäre) Argument verstehen, dass das Wissen der normalen Soziologie zu abstrakt, zu formalistisch sei, zu eigenlogisch. Oder anders ausgedrückt: als entgegnete die Soziologie damit der immer wieder aufflackernden Kritik, mit ihrem methodischen Kern, dem statistischen Wissen, die lebende Wirklichkeit eben nicht fassen zu können⁷⁶; als ließe sich mit alltäglicheren Bildern der gesellschaftlichen Ordnung die »Einübung« des soziologischen »Tatsachenblicks« insgesamt erleichtern.⁷⁷ Freilich ist gerade die Sicherung der Anschaulichkeit in der Popularisierung der Wissenschaft nicht ohne Ambivalenz. Die erzeugten Formen drohen sich zu verselbständigen und auf den inneren Kern rückzuwirken, als Dinge, die die konkrete Übersetzbarkeit unterlaufen.⁷⁸ Das

74 Gerd Gigerenzer, *The Empire of Chance: How Probability Changed Science and Everyday Life* (Cambridge & New York NY: Cambridge University Press, 1989), S. 271ff. Vgl. zu einem Überblick der zur Kollektivsymbolik geronnenen diagrammatischen Darstellungen: Jürgen Link & Ulla Link-Heer (Hrsg.), *zahlen kurven symbole*. kultuRRévolution nr. 23 (1990).

75 Vgl. hierzu auch: Felix Keller, »Is there anybody out there? Diagramme und die Ästhetik der Präsenz«, in: *Papiere zum Workshop des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs der Universität Köln* (<http://www.fk-427.de/Profil/Diagramme>) (2005), S. 1–18.

76 Exemplarisch: Aaron V. Cicourel, *Methode und Messung in der Soziologie*. (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1974).

77 Wolfgang Bonß, *Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982).

78 Eine solche Konsequenz der Popularisierung über Bilder hatte bereits Ludwik Fleck erkannt: »Die Anschaulichkeit eines Wissens hat ihre besondere Wirkung. Zuerst vom Fachmann angewandt, um einen Gedanken anderen Menschen verständlich zu

Beispiel der Netzwerkbilder, die eigentlich der Soziometrie entstammen, illustriert einen solchen Fall der Rückkehr, gegen die sich die Soziologie wieder wehrt.

So sieht sich die normalwissenschaftliche Soziologie inzwischen einer Flut von Formen ausgesetzt, die sie selbst mitkreiert hat. Gerade indem die Soziologie ihr Objekt nicht isolieren und monopolisieren kann, sondern mit anderen Beschreibungen der Gesellschaft in Konkurrenz steht, erweist sie sich in erhöhtem Maße zu dem gefordert, was Thomas Gieryn als *Boundary Work* an der Demarkationslinie zwischen Wissenschaftlichem und Nicht-Wissenschaftlichem beschrieben hat.⁷⁹ Denn mit der Omnipräsenz statistischer Formen und Auswertungen in der Öffentlichkeit ist der symbolische Ausdruck des methodischen Kerns, die exakte Vermessung ihres Gegenstandes, der Soziologie entglitten; die Formen sind »entmonopolisiert«. Dies führt mutmaßlich zu einem sich selbstverstärkenden ikonoklastischen Prozess im Kern der disziplinären Matrix der Soziologie. Die Exklusivität der präsentativen Formen der Gesellschaft wird nun durch die Sicherung der facheigenen Esoterik gewahrt, indem auf komplexe statistische Modelle zurückgegriffen wird, die einer Interpretation bedürfen, deren Entzifferung wiederum spezifische Sachkenntnis voraussetzt. Freilich bedeutet dies wiederum auch, dass damit die Kommunizierbarkeit des Wissens in Frage gestellt ist, die Anschlussfähigkeit an die gesellschaftlichen Diskurse problematisch bleibt. Wenn so die Soziologie auf die Bebilderungen ihres Wissens zurückgreift, um mittels einer Art »positiver Heuristik« ihr Wissen zu plausibilisieren, sieht sie sich zu-

machen (oder aus einer Art mnemotechnischer Gründe), erhält die Bildlichkeit, die vorerst ein Mittel war, die Bedeutung eines Zieles der Erkenntnis. Das Bild gewinnt Oberhand über die spezifischen Beweise und kehrt in dieser neuen Rolle vielfach zum Fachmann zurück«. Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1999), S. 154ff.

79 Für Gieryn hat die Suche nach einer inneren Kennzeichnung der Wissenschaftlichkeit des Wissens zu keinem Erfolg geführt. Merkmale, die als Demarkationslinie fungiert haben, seien auch in anderen Aktivitäten festgestellt worden. Doch alltäglich werden solche Differenzierungen immer von Neuem vorgenommen: »The focus is on boundary-work of scientists: their attribution of selected characteristics to the institution of science [...] for purposes of constructing a social boundary that distinguishes some intellectual activities as »non-science«. Gieryn, »Boundary Work«, a. a. O. (Anm. 24), S. 782.

gleich wieder aufgefordert, den entstandenen Formen wiederum eine diskursivierte Klärung entgegenzuhalten, sobald sich die Darstellungen als erfolgreich erweisen und außerhalb der Disziplin gebraucht werden. Es erscheint damit folgerichtig, dass die normalwissenschaftliche Soziologie sich der neuen Vorliebe für Sichtbarkeiten in den Wissenschaften nicht angeschlossen hat.

Mit anderen Worten: das genuin soziologische Wissen bildet keine isolierte Insel, sondern reagiert auf spezifische Weise auf die allgemein zirkulierenden Darstellungsformen von Gesellschaft. Die (statistischen) Diagramme, die sich als dominante präsentative Darstellung der normalwissenschaftlichen Soziologie etablierten, erhalten weniger die Funktion, eine Fülle zu repräsentieren, sondern ein Dispositiv diskursivierbarer und mathematisierbarer Formen angesichts einer nicht reduzierbaren Fülle konkurrierender Repräsentationen des Sozialen zu errichten.⁸⁰ Im Spiel zwischen präsentativen und diskursiven Formen ersetzt die klar umgrenzte diagrammatische Fläche instabilere Formen, wie eine bislang bloß theorienspezifische Begrifflichkeit der Soziologie oder aber eben: andere bildliche Darstellungen des Sozialen. Die Soziologie als empirische Wissenschaft, als eine »auf gültige Ergebnisse abzielende, verwirklichende und objektivierende Auseinandersetzung einer formenden Kraft mit einem zu bewältigenden Stoff«⁸¹, formt den Stoff in Auseinandersetzung mit ihrem gesellschaftlichen Außen immer wieder durch eine immense Abstraktion und Abwehr instabiler Formwelten, welche die Gesellschaft permanent über sich selbst hervorbringt. Aber diese klare symbolisch-logische, karge diagrammatischen Form bleibt in den Augen vieler Beobachter inhaltsleer oder absonderlich.⁸² Vielleicht liegt gerade darin der größere, freilich unvorhergesehene Sinn des soziologischen Ikonoklasmus: Die Vorstellung, dass sich auf irgend eine Weise Fülle und Komplexität gesellschaftli-

80 Lynch, »Pictures of Nothing?«, a. a. O. (Anm. 41), S. 13.

81 Panofsky, »Der Begriff«, a. a. O. (Anm. 24), S. 43.

82 Soziologie wie Psychologie hätten sich angestrengt bemüht, das »Tempo der Naturwissenschaften aufzunehmen, und mit diesen Schritt zu halten«, so Langer, »doch kamen sie mit den mathematischen Gesetzen nie zu Rande« Langer, *Philosophie*, a. a. O. (Anm. 30), S. 24. Vgl. die vielen normalwissenschaftlichen Abbildungen, die Henschel diskutiert: Gerhard Henschel, *Die wirrsten Grafiken der Welt*. (Hamburg: Hoffmann und Campe, 2003).

cher Präsenz erschließen lässt, ist allenfalls über einen »Trugschluss der unzutreffenden Konkretheit« zu haben.⁸³

83 Vgl. Alfred North Whitehead, *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987), S. 39. Dahingehend lässt sich Blumers Kritik an der falschen Konkretheit soziologischer Variablen interpretieren Herbert Blumer, »Sociological Analysis and the »Variable«, in: *American Sociological Review* 6 (1956), S. 683–690.